

Selbsterstörung

„Ich bin nicht der, der ich bin – Lienhard Brunner 1943–1996“, Dokumentarfilm von Matthias und Stefan Brunner (3sat/ZDF, 23.9., 22.30–23.10 Uhr)

epd Extreme Existenzen am unauffälligen Rand der Gesellschaft haben derzeit Konjunktur. Zu wissen, was einen jungen Mann in den moralischen Rigorismus treibt und bis zur asketischen Selbstverleugnung – das war hier zu Lande schon einmal eine brisante Frage.

Es waren die frühen Sechziger, als Lienhard Brunner, Jahrgang 1943, in die Berliner Protestszene ging. Der Tod der Mutter, die Ablehnung des Vaters, die Flucht vor dem Wehrdienst, vor allem aber das Avantgarde-Theater zogen ihn hierher. Brunner befreundete sich mit Leuten wie Rio Reiser und Rainer Werner Fassbinder und hatte bald denkwürdige Auftritte am „Forum

Theater“. In „Das Apartment“ spielte er neben der nackten Gudrun Ensslin und in Handkes „Publikumsbeschimpfung“ fiel er völlig in die Rolle des zornigen Moralisten.

Brunners damaliger Schauspielkollege Manfred Lehmann erinnert sich an „den schmalen Grat zwischen Gleich-in-die-Fresse-hauen oder Herauslaufen“. Damit war Brunners Schauspielkarriere auch schon beendet. Eine Freundin sagt, dass sie vor seiner bedrohlich klammernden Haltung geflüchtet sei, ein Freund merkt an, er sei privat sehr verschlossen gewesen, habe dann aber auf der Bühne einen Schub bekommen.

Dann wird sein Lebenslauf vager, skurriler. Mal wurde Lienhard Brunner im Aachener Dom gesehen, wo er die Besucher als zorniger Christus beschimpfte, mal spielte er seinem Freund Rio Reiser vor, er sei Jude und könne die Deutschen nicht ertragen. Dann tauchte er ganz ab, ließ sich einen langen Bart wachsen, trug nur noch Schwarz und kam als radikaler Asket in ein Dominikanerkloster. Brunner machte asketische Übungen wie hungern oder vier Tage an einem Ort sitzen – um dann wie besessen durch die Stadt zu hasten. Sein Rigorismus ging so weit, dass er später sein Essen lieber aus dem Müll kramte, Mehl und Wasser aß, statt Sozialhilfe oder Spenden von Glaubensbrüdern anzunehmen. Er wollte niemandem dafür dankbar sein müssen.

Die Autoren Matthias und Stefan Brunner rekonstruieren diese bedrückende Vita akribisch mit Interviews und alten Filmszenen, aber sie können damit die Zeit und den gedanklichen Grat der Entfremdung nicht überbrücken. Indem sie ganz auf die Aussagen von Weggefährten, Bekannten und Nachbarn setzen, arrangieren sie zwar eine Beweisaufnahme, aber die hat durch Brunners bewussten Rückzug aus der Gesellschaft entsprechend klaffende Lücken.

Es ist letztlich der dokumentarische Indizienprozess über eine verschwundene Identität, der hier geführt wird. Die sicherlich betroffene, aber auch akribische Suche nach dem Klick, den es macht, wenn jemand der Zivilisation und der Gesellschaft überdrüssig wird. Doch die Recherche zeigt nur die äußerliche Abwendung, die mentale klammert sie offenbar mangels Dokumenten aus.

Nur ganz zum Schluss gibt es ein Video, das 1995, ein Jahr vor Brunners Tod gedreht wurde. Da geistert er im Halbdunkel durch seine Wohnung und murmelt zögernd, aber bestimmt den Satz: „Ich bin nicht der, der ich bin. Sondern der ich sein werde.“ Eine Existenz als Transzendenz. Ein Leben vielleicht als mahnende,

drohende Botschaft. Aber welche? Was ließ Brunner wirklich umkippen? Das zerrüttete Elternhaus, die wörtlich genommene linke Weltveränderer-Rhetorik, die Macht der Theaterpose?

Wie viel Gewalt steckt in diesem verstörenden, selbsterstörerischen Charakter? Die befragten Leute aus seinem Umfeld helfen da nicht weiter, zeigen

mehr oder weniger wohlwollende Irritation und Distanz. Am krasssten drückt sich dieses dunkle Loch der Logik in der letzten, zynischen Szene des Films aus. Zu einem alten Rio-Reiser-Song sieht man einen Bagger, der offenbar Brunners anonymes Armengrab in Berlin auffüllt und dem Boden gleichmacht. Ein schauriger Film mit schrecklich vielen offenen Fragen.

Dieter Deul